



Fabian Braun zwischen Walter Stöhrers „Wörter mit Schlamm gefüllt“ (1999) und Nikolaus Kolius' eigens erarbeiteten „Stand parallel“

Fotos: Steffen Schmidt

„Kunst schafft Dialoge“

Warum der Stuttgarter Mediziner Fabian Braun auf ganz unterschiedliche Kunstpositionen setzt

Kunst wirkt. Darüber sind sich auch Mediziner längst einig – und setzen auf gerne auf eine Umgebung, die von Kunst mit gekennzeichnet ist. Fabian Braun geht einen Schritt weiter. Der Hautarzt hat für seine Praxisräume vorab das Gespräch mit Künstlerinnen und Künstlern gesucht.

VON NIKOLAI B. FORSTBAUER

Im Januar 2013 eröffnen Fabian Braun und Ralf Merkert in Stuttgart Mitte das Hauttherapiezentrum Stuttgart. Zurückhaltung prägt das Selbstverständnis der beiden Mediziner – und entsprechend die Räumlichkeiten in der Calwer Straße 11. „Wir wollten bewusst uns auch selbst die Möglichkeit geben, diese Räume zu entwickeln“, sagt Fabian Braun. Kunst soll dabei „eine zentrale Rolle spielen“.

Welche Schritte aber sind dabei die richtigen? „Kunst“, sagt Braun, „ist für mich etwas, mit dem ich aufwachsen durfte“. Der kunstinteressierte Vater, der im Jahr 2000 früh verstorbene Esslinger Landrat Hans Peter Braun, ermöglicht persönliche Begegnungen mit Künstlerinnen und Künstlern,

und als „väterlicher Freund“ gibt der Stuttgarter Kritiker und Ausstellungensmacher Günther Wirth „wichtige Impulse“.

„Im besten Fall“, sagt Braun, „umgibt mich Kunst überall dort, wo ich mich aufhalte.“ Folglich auch in den eigenen Praxisräumen. „Die Kunst ist vielfältig“, betont Braun seine Sicht – „und so geht es gerade im beruflichen Umfeld auch darum, zentrale Positionen wirken zu lassen“. Einen „starken Auftakt“ wünscht er sich – ein Großformat des im Jahr 2000 gestorbenen Malers Walter Stöhrer. Braun geht auf die Stuttgarter Galerie Klaus Gerrit Friese zu – mit Erfolg. Als Leihgabe eröffnet Stöhrers „Wörter mit Schlamm gefüllt“ von 1999 den angestrebten Kunstreigen. „Da war enormes Interesse spürbar“, begründet Klaus Gerrit Friese seine Bereitschaft, ein Kernbild aus Stöhrers Spätwerk im Hauttherapiezentrum zu präsentieren, „ansteckende Begeisterung“.

Wer aber soll auf Stöhrer antworten? Und wie? Braun nimmt Kontakt auf – mit der Stuttgarter Objekt- und Bühnenkünstlerin Rosalie und mit dem Stuttgarter Objekt-



Im Hauttherapiezentrum zu finden: Flossis von Rosalie Foto: ar

künstler Nikolaus Kolius. In den ersten Gesprächen klärt sich für Fabian Braun „vor allem der eigene Blick auf das Schaffen dieser Beiden“.

„Wichtig ist für mich zu wissen, was ich von künstlerischen Äußerungen erwarte“, sagt Braun.

Er tastet sich heran, fragt – und findet in Rosalie und Kolius positiv überraschte Partner.

Verführerisch wäre es, von Rosalie eine der auf Leuchtdioden basierenden Arbeiten zu installieren. Im Gespräch kommen die Künstlerin und die Mediziner Braun und Merkert zu einer anderen Lösung. Rosalies „Flossis“, 1998 in Düsseldorf erstmals spektakulär aus dem Rhein gestiegen, bevölkert die Behandlungsräume – in der Zurückhaltung von Gästen. Sie drängen sich nicht auf, man findet sie – „und gerade dadurch wird immer wieder eine andere Geschichte erzählt“, sagt Rosalie. Jede Platzierung der Kleinskulpturen wurde besprochen und ausprobiert.

Inzwischen ist auch Nikolaus Kolius' „Stand parallel“ installiert. Eine eigens ent-

wickelte zweiteilige Arbeit mit Filterfolie und Glas. „Synchronspringer waren wir – und landeten im gleichen Bild“, beschreibt Kolius die Schritte bis zur Realisierung. Und er ergänzt: „Fabian Braun hat eine auffällige Vorstellung davon dass man Kunst nicht erwirbt, weil sie einem gefällt, sondern weil man sie braucht. Es bedarf eines inneren Trampolins um so hoch zu springen – es muss mit einer Vorstellung von Freiheit gespannt sein.“

Umgekehrt ist Fabian Braun noch immer „begeistert“ über die Intensität, mit der sich Rosalie und Kolius der Frage näherten, in welcher Weise ihre Kunst die Räume prägen könnten. „Vor allem die Patienten sind ja die Zielgruppe der Begegnungen“, sagt er, „eine höchst differente Gruppe“. Die Herausforderung aus seiner Sicht? „Eine Situation zu schaffen, die für die Beziehung zwischen uns als Ärzten, unseren Angestellten und unseren Patienten steht. Kunst schafft Dialoge.“ „Wir alle“, ergänzt Braun, „haben die Freude gehabt, die Kraft zu spüren, mit der Rosalie und Nikolaus Kolius hier gearbeitet haben und nun durch ihre Arbeiten wirken“. Und Globetrotter Nikolaus Kolius, am kommenden Montag für ein neues Projekt auf dem Weg nach Peking, summiert: „Es war ein Dialog im besten aller Sinne, wir haben uns geglaubt, wussten um das Risiko.“

In Judiths und Melissas Wunderland

Rock- und Pop-CDs der Woche: Neue Alben von Judith Holofernes und Melissa Nadler



Judith Holofernes
Ein leichtes Schwert
Sony
★★★

VON ANJA WASSERBÄCH

Wenn Journalisten, Autoren und andere Menschen, die „etwas mit Medien machen“, Kinder kriegen, schreiben sie im Elternzeitjahr einen Erziehungsratgeber. Oder ein anderes lustiges Ist-doch-gar-nicht-so-schlimm-Büchlein als Beschäftigungstherapie. Sängerin Judith Holofernes hatte zwar keine Elternzeit in dem Sinn, aber Pause von ihrer Band Wir sind Helden, bei der sie immer die gute Stimme einer Generation oder so ähnlich war. Zwei Kinder hat sie mit dem Wir-sind-Helden-Schlagzeuger Pola Roy. Ihr Ratgeber ist eine Solo-Platte. „Ein leichtes Schwert“ heißt das Album und klingt wirklich um einiges leichter als das letzte doch sehr müde klingende Helden-Werk „Bring mich nach Hause“. Ihre Band hat sich vor drei Jahren in



eine Pause auf unbestimmte Zeit verabschiedet, doch Holofernes kann das Musizieren nicht sein lassen. Auf ihrem Blog hatte sie Geschichten aus ihrem Leben in Berlin-Kreuzberg erzählt und Tiergedichte veröffentlicht.

Jetzt singt sie wieder. Sehr schrammelig ist die liebenswerte Platte geworden, so als haben sich ein paar Freunde zum Musizieren getroffen, das Band mitlaufen lassen – und fertig. Die Freunde sind Jörg Holdinghausen (von Tele und Per Anders) am Bass und Ehemann Pola Roy am Schlagzeug. Die Texte aus der Feder von Holofernes sind lustig, traurig, selbstironisch und manchmal auch ein bisschen dada. Holofernes schwärmt davon, einfach mal nichts machen zu müssen („Nichtsnutz“), möchte mit Marie tanzen gehen („Pechmarie“), deren „T-Shirt nach Traurigkeit und Windeln riecht“, und Windeln riecht“, singt davon, wie die Liebe im Alltag als Eltern leiden kann („Liebe Teil 2 – jetzt erst recht“) und wie sie sich von Autoren wie John Irving an der Nase herumführen lässt. Das ist Musik für Erwachsene, die viel mit Kindern singen müssen. Live gibt es Judith Holofernes am 14. April im Stuttgarter Theaterhaus zu sehen.



Melissa Nadler
July
(Pias/Bella Union)
★★★★★

VON GUNTHER REINHARDT

Es passieren seltsame Dinge, warnt Marissa Nadler. Und tatsächlich: Über diese Platte der Singer-Songwriterin aus Boston scheint sich ein Traumschleier gelegt zu haben, mal wattig, schier undurchdringlich, mal zart transparent. Wie die Antwort des Weird Folk auf Lana Del Rey erschafft Marissa Nadler verschroben-unwirkliche Klangwelten – intim, verworren, verhuscht, surreal und voller Auslassungen. Die Akustikgitarre zupft stoisch stolpernd Akkorde. Ein Streichquartett, das klingt als ob es von John Cage präpariert worden wäre, irrt umher. Aus dissonant verzerrten Tönen wird ein Dreiklang, eine Slide seufzt, und Marissa Nadler singt vom Brief aus dem Jahr 1923, vom Anruf, der ein Jahrhun-



dert überbrückt, und von der nie enden wollenden Sehnsucht. Der Song „1929“ trifft den Kern der elegischen Liedsammlung „July“.

Nadler träumt von der Rückkehr zur Unschuld – im sentimental „We Are Coming Back“ und im bitteren „Anyone Else“ ebenso wie in „Firecrackers“. Wehmut durchdringt auch das Abschiedslied „Drive“, das gleichzeitig die Ouvertüre dieser Traumreise ist. Obwohl Produzent Randall Dunn den verwunschenen Folkpop auf „July“ in Soundschichten aus Streichern, Keyboards und E-Gitarren tunkt, stehen Nadlers Akustikgitarre und ihre Stimme, die sich oft in vielen Spuren übereinanderlegt, im Zentrum der Songs.

In „Dead City Emily“ schält sich aus den Fingerpickings eine zarte Melodie, „I've Got Your Name“ erweist sich am Klavier als der Entwurf eines großen Popsongs, „Nothing In My Heart“ als wunderbar affektiertes Antilieblied, „Holiday In“ als intimer Folksong. Und in dem zeitlupehaften „Was It A Dream“ verschwimmen einmal mehr die Grenzen zwischen Wachen und Träumen in Marissa Nadlers Wunderland.

Unser Tagestipp

Max Raabe und Orchester

Annette Humpe und Max Raabe sind ein Erfolgsduo geworden: Für das Album „Küssen kann man nicht alleine“ komponierten sie zwölf Stücke gemeinsam. Das im Sommer 2010 erschienene Album wurde zum bisher erfolgreichsten von Max Raabe und seinem Palastorchester. Jetzt haben sich die beiden erneut zusammengesetzt, neu entstanden ist das Album „Für Frauen ist das kein Problem“. Wie dieses klingt, kann an diesem Dienstag und Mittwoch im Beethoven-Saal der Liederhalle von 20 Uhr an begutachtet werden. Da treten Max Raabe und sein Palast-Orchester in Stuttgart auf. Karten dazu gibt es an den bekanntesten Vorverkaufsstellen oder unter 07 11 / 22 11 05 (Music Circus). (StN)

Konzert

Beethoven zum Bersten

Das Streichquartett hat ebenso wie der Liedgesang nicht gerade Hochkonjunktur. Insofern ist das Unterfangen, an drei Sonntagen am späten Nachmittag einen dreiteiligen Beethovenzyklus aufzulegen, mutig. Und der Mut des Henschelquartetts und der Konzertdirektion Russ wurde belohnt – der Weiße Saal im Neuen Schloss war bestens besetzt. Gespielt wird jeweils ein frühes, ein mittleres und ein spätes Streichquartett aus op. 18, 59 sowie 127, 133 und 135. Die Wiege des Henschelquartetts liegt in Sindelfingen, wo der Vater, Bratscher im RSO Stuttgart, mit seiner Gattin, der Cembalistin Marga Scheurich, wohnte und häufig die Herberge von Sergiu Celibidache war. Es besteht aus den beiden Geschwistern Christoph Henschel (Violine) und Monika Henschel (Viola), dem Cellisten Mathias Beyer-Karlshøj und dem Geiger Daniel Bell, der im Jahr 2011 an die Stelle von Markus Henschel trat. Fulminant interpretiert wurden die Quartette F-Dur op.18/1, e-Moll op. 59/2 und F-Dur op.135. Ob Beethoven im frühen Quartett mit sich und der klassischen Form ringt, im mittleren Werk neue orchestrale Dimensionen aufreißt oder im späten Werke vor allem schöpferische Subtilität nach außen kehrt – die vier Musiker spielen Beethoven zum Bersten. Die Akustik im Weißen Saal unterstützt wirkungsvoll das Klangvolumen. Die vielen rhythmischen Widerhaken und das bisweilen schon aggressive Geflecht von Haupt- und Nebenstimmen werden mit großer Plastizität gestaltet. Die berühmte, klingende Architektur erstet nahezu magisch vor dem Auge des Zuhörers. Bravi. Weitere Termine sind der 23. Februar und der 16. März, 17 Uhr. (ukö)

Bühne

Utopie Heimat

Große Tücher auf der Bühne des Forum-Theaters Stuttgart (Gymnasiumstraße 21), faltenwerfend – Illusion der märkischen Endmoränenlandschaft. Magerer Boden an einem See, auf dem ein wurzeliger Bauer seine Töchter schikanieret. Später dann ein klappbares Holzgerüst – Heimat- und Fluchtort weiterer Menschen, von denen einer jetzt, ein Architekt, seiner Geliebten lärmend verspricht: „Hier werde ich ein Haus bauen nur für dich.“ Denn „Heimat planen“,



Gesine Hannemann und Martin Theuer in „Heimsuchung“ Foto: Nelle

das sei sein Beruf. Sechs Schauspieler verhandeln in den folgenden drei Theaterstunden zwölf Lebensläufe und ein Dutzend miteinander verknüpfter Geschichten. Die Szenen ähneln einem mit Bildern vollgeklebten Fotoalbum, in dem man vor- und zurückblättern kann. Chronologisch also lässt Dieter Nelle seine Akteure die Historie dieses Platzes und seiner Menschen von der Weimarer Republik bis in die Gegenwart erzählen. In dem nach dem Roman von Jenny Erpenbeck „Heimsuchung“ entstandenen Bühnenstück müssen Schirin Brendel, Gesine Hannemann, Birga Ipsen, Christian A. Koch, Cornelius Nieden und Martin Theuer schnell sein im Rollenwechseln, kratzen je nach Zeitepoche ein jiddisches Lied aus der Geige, spielen die „Träumerei“ von Schumann auf dem Piano an oder schmettern das Arbeiterlied „Ich trage eine Fahne, und diese Fahne ist rot“. Man feiert, man liebt, man verzweifelt. Und das mit manchmal beklemmend theatraler Nähe zum Realismus, dann wieder mit wunderbar ironischer Distanz. Jüdisches Schicksal wird am Beispiel einer religiös-assimilierten Familie verhandelt, die nach der Emigration in Kapstadt Lametta auf eine immergrüne Pflanze hängt und über Heimweh spricht. Diese Heimatsuche ist ein herbes Bühnenstück mit satt lustvollen und quälenden Momenten. Wieder an diesem Dienstag sowie Do bis Sa, jeweils 20 Uhr. Karten: 07 11 / 44 00 749 - 99. (bj)